

IN DIESER AUSGABE

Das Dings: Ein Faß aus Eiche in Engers Gerberei

SEITE 2

Die Rockstars von „The Who“ im Provinzhotel

SEITE 3

Erinnerungen ans Badevergnügen im Freibad

SEITE 5

Familienforscher machen Entdeckungen

SEITE 6

Ein hochgelobtes neues Bünde-Buch

SEITE 7

Der Orpheusspötter ist ein dynamischer Sänger

SEITE 8

Zwei Vereine neu dabei

Zwei neue Mitglieder begrüßte der Kreisheimatverein Herford während seiner Hauptversammlung im April. Der Förderverein Museumsinsel Bünde und der Verein „Kulturbeutel“ aus Herford wurden aufgenommen. Nachdem sich jüngst der Freizeit- und Wanderverein Schweicheln-Bermbeck aufgelöst hatte, verfügt der Dachverband der Heimat-, Museums-, Geschichts- und Naturvereine im Kreis Herford über 66 Mitglieder. Für drei Jahre neu gewählt wurde der Vorstand. Dem Vorsitzenden Landrat Jürgen Müller steht jetzt als erster Stellvertreter Thomas Meyer, Bürgermeister der Stadt Enger, zur Seite.



Schulausflug ins Freibad: Die Klasse von Lehrer Franz Liesche der Volksschule Eilshausen um 1957 übt Wasserballett. FOTO: KOMMUNALARCHIV

Die Bademeister waren die Autoritäten am Beckenrand

Das Freibad im Wandel der Zeit: Die Ansprüche haben sich geändert.

Das zeigt sich am 80 Jahre alten Hiddenhauser Bad, das 1969 neuen Komfort bekam

Von Sarah Brünger

Wasserqualität untragbar – Freibad Hiddenhausen

bleibt wegen Reinigung in den nächsten 4-5 Tagen geschlossen. Bis zum Ende der 1950er Jahre war dies ein häufig auftretendes Problem während der heißen Sommermonate.

„Um diesem Übelstand abzuwehren und insbesondere den Badenden ein einwandfreies Wasser zu liefern“ ließ die Gemeinde Hiddenhausen 1959 eine Umwälzanlage einbauen, die das Problem bereits erheblich entschärfte. Zu diesem Zeitpunkt war das Freibad gerade einmal 20 Jahre alt, entsprach aber bereits nicht mehr dem geforderten Standard.

Die Hygiene zu verbessern war deshalb nach dem zweiten Weltkrieg oberstes Ziel der durchgeführten Sanierungsmaßnahmen.

Eine 1958 eingebaute Wasserspülung für die Toilettenanlagen wurde als besonderer Etappensieg gegen Mief und Mikroben hervorgehoben. Mitte der 60er Jahre sagte man auch Rasen, Sonnencreme und Sand den Kampf an. Man baute Durchschreitbecken mit Duschen, in denen jeder Gast sich vor Betreten des Wassers abbrausen sollte.

Um auch den unbelehrbarsten Duschmuffel zur Einsicht zu bewegen, setzte man auf bestechende Argumente. Man pflanzte eine Beckenumrandung aus dornenbewehrten Berberitzen. Bis heute haben

die Pflanzen nicht an Überzeugungskraft verloren.

Neben den ernstesten Bemühungen um Hygiene sollte natürlich auch der Spaß nicht zu kurz kommen. Mit dem Neubau des Kinderplanschbeckens stand vergnüglichen Familienausflügen nichts mehr im Wege. Ein bisschen Mumm musste man für den Sprung ins kühle Nass dennoch aufbringen. Das Wasser war unbeheizt. Dies änderte sich erst 1969 und man ließ stolz über die Presse verlauten, dass nun eine Wassertemperatur von mindestens 22 Grad erreicht würde.

Heute könnte Schwimmmeister Martin Kretschmar für diese Temperaturen keinen Applaus mehr bei seiner Stammkundschaft erwarten.

Die Wohlfühltemperatur der Hiddenhauser „Dauerschwimmer“ liegt etwa zwischen 24-25 Grad, der Gutwetterschwimmer mag es eher noch wärmer. Überhaupt sind Wetter und Wassertemperatur ein beliebtes Gesprächsthema, zu dem in Hiddenhausen mindestens so viele Meinungen wie Stammgäste existieren. Manch einer schwärmt sogar von kühlen Morgenstunden mit Raureif auf der Liegewiese.

Für solch spezielle Genießer sind sonnige Sommertage freilich eher verschreckend. Zu viele Sonnenanbeter auf dem Rasen, zu viele jauchzende Kinder im Wasser, zu viele waghalsige Sprünge vom Einmeterbrett, zu viel tropfendes Eis und dann auch noch dieser Pommessgeruch... > 4. Seite

Demokratischer Aufbruch

Wilfried Reininghaus dokumentiert in seinem neuen Buch „Darum wählt!“ die Wahlen in rund 600 Städten und Gemeinden. Die ersten Kommunalwahlen nach demokratischem Wahlrecht bewegten im Februar und März 1919 viele Menschen in der Provinz Westfalen und in Lippe. Sie engagierten sich in Parteien und lokalen Wählerlisten und beendeten die Dominanz der alten Eliten. Frauen konnten in der Weimarer Republik erstmals über die Zusammensetzung der Gemeinderäte mitentscheiden.

Im Raum Herford traten in den Landgemeinden in der Regel zwei Blöcke gegeneinander an: SPD und Bürgerliche, siebenmal gab es eine Gleichheit der Sitze, siebenmal siegte das bürgerliche Lager, fünfmal die SPD.

Wilfried Reininghaus, „Darum wählt!“ - Die ersten demokratischen Kommunalwahlen in Westfalen und Lippe 1919, Münster 2019, ISBN 978-3-87023-440-9 (CL)

Von Kirchen und Menschen

Menschen aus dem Kreis Herford, zwischen 15 und 94 Jahre alt, erzählen in einem neuen Buch über ihr Leben und ihren Glauben im hier und da, früher und heute. Fotos aus der Luft zeigen kirchliche Orte mal ganz anders. Eine Idee zum 200sten Geburtstag des Kirchenkreises.

„Von Kirchen und Menschen“ von Herwart Christoffer, herausgegeben vom Ev. Kirchenkreis Herford, Luther-Verlag Bielefeld, im Buchhandel, 18 Euro.



NEUE WESTFÄLISCHE

HF-MAGAZIN, hg. vom Kreisheimatverein Herford (Red. H. Braun, S. Brünger, M. Guist, C. Laue, E. Möller, C. Mörstedt), verantwortlich für Red. F.-M. Kiel-Steinkamp, Herford, für Anzeigen M.J.Appelt, Bielefeld, Herstellung J.D.Küster Nachf.+Pressedruck GmbH & CoKG Bielefeld

Kuhhäute in Salz und Säure

HF-Reihe „Das Dings“: Das eichene Gerbfass in Engers Gerberei. Der Betrieb war für seinen Gestank berüchtigt

Von Christoph Mörstedt

Dick, massiv, stabil: Alles an diesem gewaltigen Fass sieht aus wie für die Ewigkeit gebaut. Aus 6,5 cm starken Eichenbohlen zusammengefügt, von acht fingerdicken Eisenstangen stramm zusammengehalten und an beiden Enden sicher gelagert – diese Tonne hält etwas aus. Dafür wurde sie 1938 auch gebaut. Beladen mit vielen schweren Kuhhäuten und hunderten Litern an stinkiger Brühe spielte sich innendrin ab, was die Hauptsache war im Betrieb: Das Gerben.

Seinerzeit startete Gerber Sasse in Enger am Bolldamm bach mit einer völlig neuen Ausstattung in ein modernes Zeitalter seines Betriebs. Zweihundert Jahre lang hatten seine Vorfahren auf die alte Art mit Eichenrinde, der Lohe, gegerbt. Mühsam und langwierig war es gewesen. Jetzt sollte alles viel schneller und rationeller gehen.

Chromsalz war das angesagte Wundermittel, das zusammen mit Ameisensäure die Collagenschichten in den Tierhäuten stabilisieren sollte. Dafür brauchte man solche gewaltigen Fässer, 2,5 Meter im Durchmesser groß. Über Riemens wurden sie per Elektromotor langsam gedreht, viele Stunden lang.

Fünf Fässer dieser Art bekam die Gerberei. In den ers-



Was im Gerbfass passiert: Heidi Bartsch führt Besucher durch das Gerbereimuseum. Sie kennt sich mit Häuten und Leder, mit Pickelbrühe und Ameisensäure, Stollmaschine und Scherdeggen aus. Die Welt der Gerberei will erklärt werden.

FOTO: MÖRSTEDT

ten beiden wurden die Tierhäute zunächst gewaschen. Mittels einer Kalkbrühe wur-

den die Haare und das anhängende Fleisch gelöst. Vor dem eigentlichen Gerben schickte

Meister Sasse die Häute durch die Entfleischmaschine. Auf der Spaltmaschine wurden die Häute präzise in zwei dünne Schichten geschnitten. Nach dem Gerben schloss sich ein Färbeprozess an, danach das Neutralisieren in Borax und Natronlauge. Alles dies war mit Nässe und dem Gestank verbunden, für den die Gerberei generell berüchtigt war. Gelingen konnte das komplizierte Verfahren nur, wenn ein erfahrener Fachmann am Werke war. Einer wie Heinrich Sasse.

Der schloss vor knapp 25 Jahren seinen Betrieb am Hasenpatt. Aus dem Handwerksbetrieb ist ein eindrucksvolles kleines Museum geworden, das den Weg von der Kuhhaut zum feinen, geschmeidigen und angenehmduftenden Leder nachzeichnet.

Das geht heute nur, weil die Museumsleute die gesamte Ausstattung am originalen Standort rechtzeitig gesichert haben. Und sie haben noch viel vor: Der alte Teil, die Lohgerberei soll wieder zugänglich werden. Die Chancen dafür stehen nicht schlecht.

Zwar ist das Holz des alten, massigen Gerbfasses nach einem Vierteljahrhundert Stillstand ausgetrocknet und etwas rissig geworden. Wenn es aber von dem stabilen dicken Ding abhängen sollte, kann die Zukunft des Museums beinahe ewig dauern.

Wie die Briten in „Happy Herford“ gelebt haben

Wanderausstellung: Das Städtische Museum Herford erinnert an das nicht immer unproblematische Zusammenleben. Zuletzt wurden die früheren Besitzer als Freunde verabschiedet.

Von Sonja Langkafel

Über 70 Jahre lebten britische Militärangehörige und Deutsche in Westfalen miteinander – oder doch eher nebeneinander her? Und was bleibt nach dem Abzug der Briten? Die Ausstellung „Briten in Westfalen“ im Städtischen Museum in Herford zeigt mit Bildern, Alltagsgegenständen, Ton- und Filmaufnahmen, Postkarten, Koffern und anderen Objekten aus der Zeit, wie die britischen Familien in Westfalen lebten und wie ihre Beziehungen zu den Deut-



Wohnzimmer: So lebten britische Familien in Herford.

FOTO: STÄDTISCHES MUSEUM

schen aussahen. Ergänzt wird die Wanderausstellung durch die Zeitzeugnisse aus der Bevöl-

kerung und aus der Sammlung des Städtischen Museums. Um das Kapitel der Herforder Stadtgeschichte zu verstehen, muss man auf seine Vorgeschichte verweisen. Deswegen beginnt die Präsentation mit einem Wehrmachtschrank der Herforder Heeresstandortverwaltung, die u.a. die Materialbeschaffung für die drei Kasernen organisierte. In diese Kasernen auf dem Stiftberg und an der Mindener Straße zogen im Mai 1945 die britischen Besatzungstruppen. Waren es in Bad Oeynhausen und Bad Salzuflen die Villen,

die Kurhotels und -häuser, die das Augenmerk der Briten auf sich zogen, waren es in Herford die militärischen Anlagen und die Wohnhäuser in der Nachbarschaft. Über 650 Gebäude beschlagnahmte die Militärregierung: neben den Kasernen vor allem Wohnhäuser auf dem Stiftberg aber auch in der Innenstadt, außerdem den Schützenhof, Kinos sowie Werkstätten und Fabriken. 2015 verließ das britische Militär „Happy Herford“. Zur Ausstellung gibt es Sonderveranstaltungen:

www.poeppelmannhaus.de/

The Who im Provinzhotel

Rockstars: Das Buch „Dunkle Geschichten aus Ostwestfalen-Lippe“ erscheint im Spätsommer. Der Bielefelder Autor Hans-Jörg Kühne gibt einen Vorgeschmack mit einer Herforder Begebenheit

Von Hans-Jörg Kühne

In Herford besitzt die „Rock-Akademie“ ein Foto, das bizarrer nicht sein könnte. Die Farbaufnahme stammt aus dem Jahre 1967 und zeigt zwei junge Herren in schicker, etwas übertriebener Garderobe. Sie wirken fast wie britische Dandys, mit ihren hellen Samt- und Satinjacken. Oder eher wie Persiflagen derselben. Einer von ihnen, der Blonde, grinst freundlich, aber irgendwie etwas verstrahlt, in die Kamera. Der neben ihm hat schwarze Haare, hält in seinen Händen mit den goldenen Ringen ein Glas mit einem Getränk und eine Zigarette. Beide stehen vor einer hellen, aber schon recht heruntergekommenen Tapete, die mit Gräsern oder Farnen gemustert ist. Sowa hatten früher die Großeltern an den Wänden. Links hinten ist ein Spiegel zu erkennen, darüber eine Leuchtstoffröhre, die ein schwaches, kränkliches, gelbes Licht ausstrahlt.

Es muss sich um ein Zimmer in einem sehr preisgünstigen Hotel oder einer Pension handeln. Dort, wo sich früher Waschgelegenheiten auf den Zimmern befanden, die Toiletten und eine Badewanne jedoch im Badezimmer auf dem Flur, gemeinschaftlich von allen Pensionsgästen der jeweiligen Etage zu nutzen. Dort, wo sich eine Ausgabe des Neuen Testaments in einer der Schubladen der Nachtschränke des großen Doppelbetts befand und auf dem runden Beistelltisch ein großer Keramik-Aschenbecher mit Werbeaufdruck: „Underberg“ oder „Dornkaat“. Die Fächer des großen, knarrenden, dunklen Kleiderschranks, in dem es komisch roch, waren mit Wachspapier ausgelegt. Die Kleiderbügel hatten allesamt einen Werbeaufdruck. Einige bestanden nur aus gebogenem Draht. Die Betten, in denen genächtigt wurde, waren durchgelegen und die gewaltigen Federbetten immer viel zu warm für die Jahreszeit.

In solchen Zimmern haben menschliche Katastrophen begonnen, ihren Lauf genommen oder geendet. Hier übernachteten alkoholranke Vertreter, denen die Frau und die



Denn sie wissen nicht, wo sie sind: Keith Moon (li.) und Roger Daltrey von The Who im Herforder Hotel Twachtmann am 10. April 1967.

FOTO: PETER SCHÜTTE

Kinder davongelaufen waren, die nichts mehr hatten, für die das Leben nichts mehr bereithielt, außer der nächsten Flasche Steinhäger oder Senner Doppelkorn. Vielleicht haben einige von ihnen schon mit dem Gedanken gespielt, jetzt Schluss zu machen . . .

Vielleicht haben in diesem Zimmer auch Handwerker übernachtet, die auf Montage waren. Erschöpft und müde nach einigen Bierchen in der Kneipe gegenüber. Haben geschlafen wie Steine, um den nächsten Tag wieder aufzubrechen und keinen Gedanken an die Unterkunft zu verschwenden. Oder die Damen vom nahen Bahnhof hatten mit den Betreibern der Pension ein Abkommen, ihre Freier mit auf die Zimmer nehmen zu dürfen.

Wie dem auch immer gewesen sein mag: die Herren auf dem Foto waren auf jeden Fall deutlich Besseres gewohnt. Beide machen den Eindruck, als wüssten sie nicht so ganz genau, wo sie sich eigentlich befinden. Vielleicht traf das sogar zu. Es handelt sich nämlich um Roger Daltrey und Keith Moon, der Sänger und der Drummer der britischen

Rockband The Who, die 1967 im Herforder Jaguar-Club aufspielte.

Ja, wahrhaftig und tatsächlich, am 10. April trat diese Band, die bereits weltbekannt war, in Herford auf. Es ist, aus damaliger und heutiger Sicht, fast unglaublich. Und noch weniger war es das für die Mitglieder der Band selbst, die sich offenbar in einem falschen Film wähnten oder die seltsa-

men Erscheinungen um sich herum möglicherweise als Auswirkungen der konsumierten, zahlreichen bunten Drogencocktails interpretierten.

Obwohl, – auch wenn The Who nur noch in Luxuslimosinen herumkutschiert wurden und auch sonst nur noch Erster Klasse reisten und in Fünf-Sterne-Hotels eincheckten, so kamen sie doch ursprünglich aus Shepherd's Bush, einem Londoner Stadtteil, der in den 1950er- und 1960er-Jahren nicht zu den besten gehörte. Dort wird es auch solche Hotels wie Twachtmann in der Herforder Bügelstraße gegeben haben, in der sie sich bei ihrer Deutschland-Tournee wiederfanden. Vielleicht hat es ihnen ja sogar Spaß gemacht oder gezeigt, dass nichts für alle Ewigkeit währt und der Rückfall in eine Absteige in Shepherd's Bush oder sonstwo jederzeit wieder möglich ist. Oder sie waren so zugeröhnt, dass sie es gar nicht so richtig wahrgenommen haben. Ein jugendlicher Stammgast des Jaguar Clubs, Peter Schütte, schoss mit seiner Amateurkamera übrigens dieses und weitere Fotos von The Who in Herford.



Schön&schaurig: „Dunkle Geschichten aus Ostwestfalen-Lippe“ von Hans-Jörg Kühne erscheint im September für 12 Euro im Wartberg-Verlag. ISBN 978-3-8313-3237-3

Der Jaguar Club war am 20. Januar 1966 von der Herforderin Carola Frauli ins Leben gerufen worden. Sehr rasch hatte sich dieses umgebaute, ehemalige Kino an der Mindener Straße 38 als Auftrittsort für die großen und kleinen Acts der nationalen und internationalen Beat-Szene etabliert. Im ansonsten eher mittelpfächtig pulsierenden Herford gaben sich bald die Stars die Klinke in die Hand. Das lag nicht zuletzt an den guten Verbindungen von Carola Frauli zu den Machern des Beat-Clubs von Radio Bremen. Und so schauten viele Musiker*innen nach ihrem Auftritt in Norddeutschland auch im ostwestfälischen Herford vorbei.

Nicht zu überbietender Höhepunkt war das Frühjahr 1967 gewesen. Raumschiffe aus fernen Galaxien landeten in der Stadt und brachten Musik mit, die dort bisher noch niemand – oder nur sehr wenige – so gehört hatten. Am 10. April waren es, wie erwähnt, The Who. Am 21. Mai ließ sich die erste, von den Musik-Kritikern als „Super-Group“ bejubelte Band sehen: The Cream, mit Ginger Baker an den Drums, Jeff Beck am Bass und Eric Clapton an der Gitarre.

Ein paar Tage später, am 28. Mai, tauchte gar Jimi Hendrix auf, der sein gerade erscheinendes, erstes Album vorstellte. Er hat der Herforder Jugend mit der ganzen Gewalt der relativ neuen und in Großbritannien entwickelten Marshall-Verstärker irre Höhen und wahn-sinniges Gitarrengekreische in die Mägen und Gehörgänge gebohrt. Ganz so, wie es später von ihm erwartet wurde, bearbeitete er seine Stratocaster mit den Zähnen und der Zunge und allem anderen und spielte seine Gitarre hinter dem Rücken.

Nach dieser phonetischen Offenbarung wussten alle Zuhörer, was die Stunde geschlagen hat, wie Nägel mit Köpfen gemacht werden und wo Bartel den Most holt. Einige von ihnen berichten noch heute mit glänzenden Augen davon, dass sie nun bekehrt waren. Sie hatten das Licht gesehen und führten von da an ein Leben, das nicht mehr dasselbe war wie zuvor.



Erfrischt: Die Eilshauser Klasse von Lehrer Franz Liesche im Jahr 1957.

FOTO: KOMMUNALARCHIV

Spaß in der Badeanstalt

Freibad Hiddenhausen (2. Teil): Jugendliche erkämpften sich in den 1990er Jahren ein Einmeterbrett

Von Sarah Brünger

Der Schwimmmeister und sein Team sind an heißen Tagen besonders gefragt. Bei allem Spaß geht Sicherheit vor. Für Eltern sollte es deshalb selbstverständlich sein, die Kinder zum Schwimmkurs zu schicken. Dafür warb man bereits 1969, denn „wer nicht im Kindesalter das Schwimmen erlernt, wird als Erwachsener kaum noch Gelegenheit dazu haben.“

Über Jahrzehnte hinweg hat Schwimmmeister Ottomar Kreimeyer der Jugend beigebracht, wie aus unbeholfenen Paddelbewegungen ein ordentlicher Schwimmzug wird. Viele Hiddenhauser kommen unweigerlich auch auf die manngewordene Autorität am Beckenrand zu sprechen, wenn sie an unbeschwerter Badetage vergangener Jahre denken.

Dabei waren die Aussichten für das Hiddenhauser Freibad längst nicht immer rosig. Spätestens in den 1980er Jahren war das Bad wieder einmal nicht mehr zeitgemäß. Man hatte die Beheizung des Wassers aus Kostengründen aufgegeben und um trotzdem Badegäste anzulocken, führte man den umstrittenen „Nulltarif“ ein – der Eintritt war kostenfrei. Das hatte es in der Hiddenhauser Bädergeschichte noch nicht gegeben. Selbst in der ersten örtlichen Flussbadeanstalt, die 1911 am Müh-



Saisonstart 1942: Wilhelm Strakeljahn (links) und Günter Nickel. Die Sommeridylle trägt. Strakeljahn war Gefolgschaftsführer der HJ. Er meldete sich mit 16 Jahren zur SS-Panzerdivision „Hitlerjugend“ und kam nach der Landung der Alliierten 1944 in der Normandie ums Leben. FOTO: ARCHIV HERMANN STUKE

lenbach in den südlichen Buseteder Wiesen eröffnet wurde, war ein schmales Eintrittsgeld notwendig. „Wir müssen jedes Mal zehn Pfennig bezahlen. Oder man nimmt eine Badekarte. Die kostet für Kinder fünfzig Pfennig. Für Große 2 Mark“, schrieb die Schülerin Frieda Witthoff 1914 dazu in ihr Aufsatzheft. Die Waschgelegenheiten in den Häusern der breiten Bevölkerung waren eher spartanisch. In der Badeanstalt stand also weniger das Schwimmvergnügen, sondern die Reinigung im Vordergrund. Diese wurde streng nach Geschlechtern getrennt

vollzogen, wie man im Aufsatz weiter erfährt. Das Bad „ist von Holzwänden umgeben. In der Badeanstalt sind auch Zellen. Darin ziehen wir uns aus. Die Mädchen haben Freitags, Dienstags und Sonntags baden.“

Obwohl das Hiddenhauser Freibad in den 80er Jahren schon deutlich mehr als sittsames Waschen hinter Holzwänden zuließ, blieb es ein Problemkind. Im Gemeinderat wurden zahlreiche Ideen aufgeworfen und begraben. Auch die Schließung zugunsten eines Neubaus an anderer Stelle stand im Raum. Erst Anfang der 90er Jahre konnte man sich dazu durchringen, das Bad umfangreich zu sanieren. Das Schwimmbecken wurde auf 25 Meter verkürzt und um einen Nichtschwimmerbereich mit Rutsche und Strömungskanal erweitert. Alle Becken wurden mit pflegeleichtem Edelstahl ausgekleidet.

Streitpunkt waren die Sprungbretter. Sie sollten wegfallen. Ein Salto vom Beckenrand sieht jedoch eher kläglich aus und anständig spritzen tut er auch nicht. Auf Protest der Hiddenhauser Jugend hin wurde den Umbauplänen zumindest ein Einmeterbrett hinzugefügt. Damit war allen Wünschen Genüge getan. Seit dem Saisonstart 1995 strahlte das Hiddenhauser Freibad in edelstählernem Glanz und lockt in den Sommermonaten zahlreiche Badegäste an.

Sonne, Wasser, Leckmuscheln und Lakritz

HF-Serie „Zurückgedacht“: Erinnerungen an schöne Zeiten im Freibad

Gesammelt von Monika Guist

Wenn ich an einen Ausflug ins Freibad denke, sehe ich Leckmuscheln, Lakritzschnecken und Schaumwaffeln vor mir. Als ich klein war, lebte ich mit meiner Familie in Enger. Das heutige Gartenhallenbad gab es noch nicht. Deshalb fuhr meine Mutter mit uns Kindern mit dem Fahrrad nach Spenge ins Werburger Waldbad. Zwischen Enger und Spenge gab es damals schon einen sicheren Radweg. Meine schönste Erinnerung hab ich jedoch ans Freibad Lenzinghausen. Als wir etwa 15 bis 16 Jahre alt waren sind wir nachts nach einer Party ins Freibad gegangen. Eine Aufsicht hatten wir nicht zu befürchten. Lediglich die Polizeistreife machte das Ganze zu einer Mutprobe. Das ist nun schon mehr als 40 Jahre her. **Christine F., Herford**

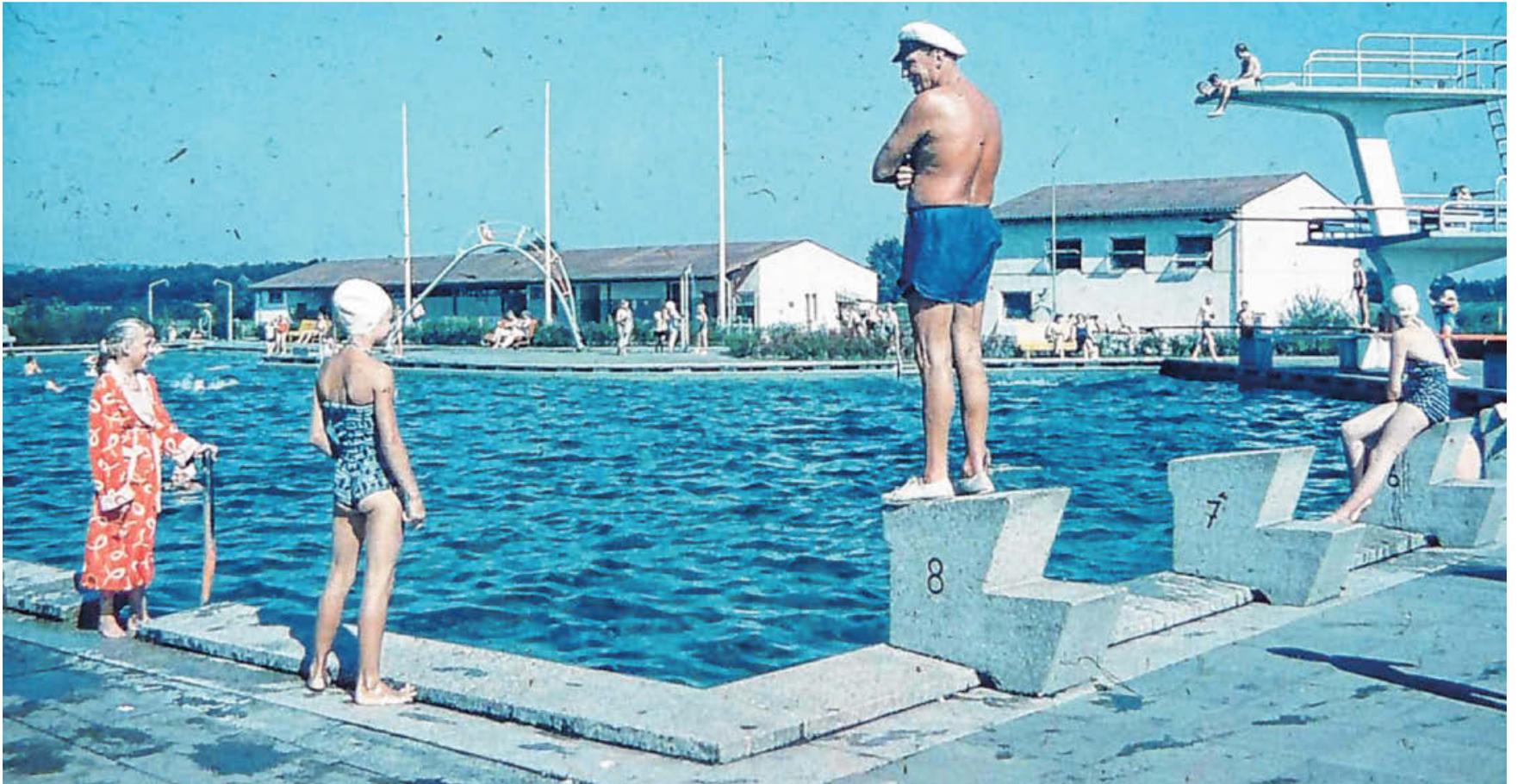
Wasser ist nicht mein Element! Schwimmen gelernt habe ich mit meinem Vater im Hallenbad im Münsterland. Das war soweit schön. Durch das Schulschwimmen ist mir allerdings die Freude am Schwimmen verloren gegangen. Das lag auch an einer sehr exzentrischen und eigenwilligen Lehrerin. In ihrem Schwimmunterricht ging es ungewohnt militärisch zu. Der Spaß an der Sache fehlte mir. Als Jugendlicher bin ich mit meinem Bruder ins Freibad gegangen. Aber nicht, um Bahnen zu schwimmen, sondern um vom Turm zu springen und Wasserball zu spielen. **Christian Meyer, Herford**

Meine Eltern waren keine Freibadgänger. Deshalb wurden meine Schwester und ich mit etwa 8 und 9 Jahren ins Freibad in Löhne geschickt, um Schwimmunterricht zu nehmen. Wir waren anfangs ebenso wasserscheu

wie unsere Eltern. Leider fand unser Schwimmlehrer dramatische Wege, um Kindern das Schwimmen beizubringen. Er schmiss uns einfach ins Wasser hinein. Kurzerhand entschlossen sich meine Schwester und ich, einfach kehrt zu machen und aus dem Freibad alleine wieder nach Hause zu gehen. Unsere einzige Angst war, dass der Schwimmlehrer uns folgen würde. Aus mir ist bis heute keine Schwimmerin geworden, dafür eine mit Leidenschaft im Meer Badende. **Karin Staack, Löhne**

Im Freibad Ennigloh habe ich Schwimmen gelernt. Und zwar zusammen mit Schwimmmeister Hess, einem etwas strengen Mann und meinem Vater. Ich war etwa fünf Jahre alt. Ich kann mich sogar dunkel daran erinnern. Aber die Erinnerung an mein Schwimmenlernen ist in unserer Familie sehr wach geblieben: Ich bin nämlich rückwärts geschwommen! Später bin ich jahrelang nach der Schule ins Ennigloher Freibad geradelt – der Eintritt war dort für Kinder kostenlos. Es war eine schöne Zeit. **Jan Ebmeier, Löhne**

Ich bin leidenschaftlich gern ins Elverdissener Freibad gegangen. Sobald ich zehn Jahre alt war, durfte ich alleine hinradeln. Meine Freundinnen und ich haben dort die ganzen Sommerferien verbracht. Und es war klar, dass wir nie ins städtische Otto-Weddigen-Bad gehen, sondern lieber ins ländliche, natürliche Elverdissener Bad mit den schönen Bäumen. Ganz wichtig beim Schwimmbadbesuch: ein Eis essen. Und natürlich mussten am Badeanzug alle Schwimmabzeichen gut sichtbar angehängt sein. Ein Freudentag war es, wenn meine Mutter nicht zuhause kochte und uns Geld für eine Pommes mitgab. **Iris Placke, Herford**



Alles im Blick: Der Schwimmmeister im Freibad Löhne (um 1970) hat eine Art Kapitänsmütze auf.

FOTOS: KOMMUNALARCHIV



Freibad Lenzinghausen: Das Foto ist kurz nach der Eröffnung 1930 entstanden.



Otto-Weddigen in Herford: Stramme Waden. FOTO: HEESE



Freibad Bünde: Die Handtücher sind auf der Liegewiese ausgebreitet (1960er Jahre).

Eigentlich war ich selten in einem Freibad. Meine Eltern hatten nämlich einen Campingplatz in Borlefzen. Da habe ich mit drei Jahren schwimmen gelernt – das war meinen Eltern wichtig. Wir hatten in Borlefzen einen schönen Platz direkt am Wasser, an einem Baggerteich. Dort haben wir viel geplätscht und auf Luftmatratzen unseren Wasserspaß gehabt.

Nikola Vogler, Herford

Ich war so gut wie nie im Freibad. Ich bin in Gelsenkirchen aufgewachsen und war dort vier Mal in der Woche beim Kunstturnen und war sportlich gut ausgelastet – deshalb stand Schwimmen für mich nie im Fokus. Dennoch hab ich recht früh schwimmen gelernt und zwar im Hallenbad und an der Adria.

Schwimmkurse hab ich im Hallenbad nicht gemacht, aber ich erinnere mich noch sehr genau an das alte, architektonisch wunderschöne Hallenbad, das noch in den 1960er Jahren stand. Die Schwimmbereiche waren nach Männern und Frauen getrennt. Der Frauenbereich wurde streng überwacht von matronenhaften Frauen.

In besonderer Erinnerung sind mir die rot-weiß gestreiften Vorhänge der Einzelkabinen am Beckenrand geblieben. Ganz allgemein zur damaligen Geschlechtertrennung: Wir Mädchen fanden es in der Grundschulzeit ungerade, dass die Jungs zum Schulschwimmunterricht durften und wir Mädchen zum Handarbeitsunterricht gehen mussten. Als ich in der fünften Klasse war, ging ich mit

meinen Freundinnen jeden Samstag nach der Schule ins Hallenbad. Später wurde die Trennung nach Männern und Frauen im Schwimmbad aufgehoben und dann konnte ich



Helpf Schaden verhüten: Plakat aus den 1930er Jahren.

auch mit meinem Vater und Bruder gemeinsam ins Bad.

Beatrix Bruck, Löhne

So wie viele junge Leute hab ich im H₂O in Herford schwimmen gelernt. Zusammen mit meiner Freundin haben wir den Schwimmkurs besucht. Meine Schwester war während meines Schwimmunterrichts in einem DLRG-Kurs. Wenn meine Mutter uns beiden vom Schwimmen und vom Wasser müden Mädchen abholte, brachte sie uns immer ein Käsebrötchen mit. Ich habe diese wohlverdienten Brötchen immer noch in schönster Erinnerung.

Celin Tataroglu, Herford

Ich bin eine leidenschaftliche Freibad-Schwimmerin und eindeutige Hallenbad-Ablehnerin. Meine Mutter hat

mir das Schwimmen bereits vor der Schulzeit – natürlich im Freibad – beigebracht. In meiner Kindheit fuhren wir häufig gute 20 Kilometer mit dem Rad durch die Berge, um im Wellenbad Melle zu baden. Ich war damals schon so eine begeisterte Schwimmerin, dass ich gerne in einen Schwimmverein gegangen wäre. Das erlaubte mir meine Mutter jedoch nicht.

Sobald die Freibadsaison beginnt, schwimme ich heute noch mindestens einmal in der Woche meine Bahnen. Ich liebe es, mit dem Kopf unter Wasser zu schwimmen, nach dem Schwimmzug mit dem Kopf aufzutauchen und dabei die frische Luft einzuatmen, das Sonnenspiel zu sehen und das Vogelgezwitscher zu hören. Sinnesfreuden pur.

Gabriele Ortner, Halle

Familienforscher finden Namen Gefallener

Die Toten des Ersten Weltkriegs: Hundert Jahre danach sind noch Entdeckungen zu machen. Die Suche geht weiter

Von Thomas Kriete

Am 11. November 1918 endete der Erste Weltkrieg. In den folgenden 20 Jahren wurden zum Gedenken an die Gefallenen und Mitkämpfer Kriegerdenkmäler errichtet, Gefallenentafeln in Kirchen aufgehängt und mit Fotoporträts versehene Ehrentafeln erstellt. Was ist mit ihnen passiert, wo kann man ihnen heute begegnen, hundert Jahre später?

Es ist erstaunlich: Viele der Kriegerdenkmäler und Gefallenentafeln sind erhalten geblieben, nur wenige abgerissen oder verschollen. Einige sind allerdings öffentlich nicht mehr sichtbar: Gefallenentafeln wurden aus den Kirchenräumen entfernt. Andere wurden nach dem Zweiten Weltkrieg um die Namen der Gefallenen aus diesem Krieg ergänzt oder erhielten eine Erinnerung an „unsere Toten 1939-1945“.

Im Juni 2014 erschien in der *Neuen Westfälischen* eine Aufstellung der von unserem Verein „Arbeitsgruppe Familienforschung“ ermittelten 4.923 Gefallenen im Kreis Herford. Darauf erhielten wir Hinweise und Nachfragen, ebenso auf dem Geschichtsfest 2014 in Rodinghausen. Korrigiert haben wir daraufhin die Daten aus Laar, hier hatten wir auch die Gefallenen des Zweiten Weltkriegs aufgeführt.

Aufgrund der Hinweise auf weitere Kriegerdenkmäler, Gedenk- und Ehrentafeln sowie auf Namenslisten in Ortschroniken umfasst die Liste jetzt 5.316 Namen. Dafür wurden 56 Kriegerdenkmäler, 31 Gedenktafeln sowie 9 Ehrentafeln dokumentiert und 16 Bücher ausgewertet.

Das zerstört geglaubte Kriegerdenkmal am Pastorenholz in Mennighüffen entdeckten Mitglieder unserer Arbeitsgruppe im November 2013. Dank der Vermittlung durch Stadtarchivar Joachim Kusche konnte es am 16. November 2014 als Mahnmal neu eingeweiht werden (Berichte in den HF-Magazinen Nr. 89 und 92).

Ein Rätsel geben uns drei Gedenktafeln aus Holz auf, die sich in der Kapelle auf dem Herforder Erikafriedhof befinden.



Denkmalsplatz in Sundern: Im Hintergrund des Fotos von 1938 ist die Brauerei Felsenkeller zu erkennen.

FOTO: KOMMUNALARCHIV



Gedenktafel: Von Hiddenhausen zur Firma A. W. Kisker in Milse überführt.



Ehrentafel Wehrendorf: Sie befindet sich im Heimatmuseum Vlotho.



Zwischengelagert: Die Gedenktafel der Marienkirche Herford, auf dem Erikafriedhof.

den. Sie sollen einmal auf der Südseite der Orgelempore in der Marienkirche gehangen haben. Hier gab es aber an der Nordwand bereits eine große Gedenktafel aus Sandstein. Warum sollten also in einer Kirche zwei so unterschiedliche Gedenktafeln angebracht gewesen sein, noch dazu mit abweichenden Namen? Vermutlich waren die hölzernen Gedenktafeln woanders aufgehängt.

Leider wartet die steinerne Tafel, seit 2004 in Einzelteilen auf Paletten am Rande des Erikafriedhofes gelagert, noch auf eine würdevolle Aufstellung. Was in Mennighüffen innerhalb eines Jahres gelang, sollte auch in Herford möglich sein.

Auf der Suche nach einer aus

der Hiddenhauser Kirche nach Milse überführten Grabplatte von 1722 wurde im A. W. Kisker Gewerbepark eine Gedenktafel für die Gefallenen aus den Betrieben der Firma entdeckt. Unter anderem sind Mitarbeiter aus dem Mennighüffener Zweigbetrieb aufgeführt. Auch aus dem Kreis Minden-Lübbecke und Melle erhielten wir Fotos und dokumentierten die Denkmäler und Tafeln.

Ist unsere Dokumentation nun vollständig? Mit Sicherheit nicht. Ausgehend vom Gedenken an den Ersten Weltkrieg erfassen wir nun die Denkmäler für Gefallene der Befreiungskriege (1813 – 1815), der Einigungskriege (1864, 1866 und 1870/71) sowie aus dem Zweiten Welt-

krieg. Konkret sind wir auf der Suche nach den Ehrentafeln von Oetinghausen und Südlengern. Sie sind zwar in Chroniken abgebildet, wir benötigen aber noch Fotos von den Originalen.

Wir wissen, dass es an der Bergkirchener Straße in Löhne, dem Restaurant „Haus Flores“ gegenüber, ein Denkmal gab. Leider ist es uns bisher nicht gelungen, ein Bild davon zu finden. Ebenso sind wir auf der Suche nach Fotos von den ehemaligen Kriegerdenkmälern in Schweningdorf, Sundern und Westkilver.

Für Sundern liegt uns zwar ein Angebot über die „Herstellung eines Ehrenhains“ von 1935 und ein Foto von dem hergerichteten Platz vor, ein

Bild von dem am 20. November 1938 eingeweihten Denkmal fehlt jedoch noch.

Das Thema Erster Weltkrieg ist noch immer hochaktuell. Anfangs hatte ich bereits das neu errichtete Mahnmal in Mennighüffen erwähnt; im Historischen Jahrbuch 2014 beschreibt Rolf Botzet eine ähnliche Umwandlung des Kriegerdenkmals in Ostkilver zum Mahnmal. Und derzeit planen sie in Exter ein neues Denkmal mit einem Friedensweg.

In der Festschrift zum 150-jährigen Bestehen des Ravensberger Gymnasiums in Herford geht der Geschichtslehrer Michael Oldemeier auf die Gedenktafel der ehemaligen Landwirtschafts- und Realschule ausführlich ein. Im kommenden Herbst soll ein Buch über den Briefwechsel von zwei Söhnen an der Front mit ihrer Mutter erscheinen. Die Vortrags-Lesung der Autorin Prof. Gunilla Budde im vergangenen Jahr im Herforder Daniel-Pöppelmann-Haus war sehr beeindruckend. Unsere Dokumentation mit Abbildungen der Denkmäler sowie Abschriften der Namen findet sich unter www.hf-gen.de/Projekte.

Über Hinweise und Fotos freuen wir uns: Per E-Mail an info@hf-gen.de.

Ein meisterhaftes Bünde-Buch

Stadtgeschichte: Auf fast 600 Seiten zeichnet der Historiker und Autor Norbert Sahrhage die Entwicklung einer westfälischen Kleinstadt nach – allein 1.300 Personen kommen vor

Von Hartmut Braun

Das Verfassen klassischer Stadtgeschichten aus einem Guss ist in letzter Zeit etwas aus der Mode gekommen. Umso mehr ist zu würdigen, dass die 44.000-Einwohner-Stadt Bünde im Kreis Herford jetzt in den Genuss eines fast 600 Seiten starken, glänzend recherchierten, flüssig geschriebenen Werks gekommen ist.

Die Bürgerschaft und die interessierte Fachwelt ringsum erfahren hier, wie aus einem Arme-Leute-Flecken voll bitterer Not eine wohlhabende Kleinstadt wurde, wie die Wirtschaft sich spektakulär entwickelte, wie die Vereine und Parteien sich einmischten, welche Kämpfe und Konflikte das Werden prägten, welchen Niederschlag die großen Epochen der deutschen Geschichte in Bünde fanden und – vor allem und immer wieder, welche Personen es waren, die Bünde zu dem gemacht haben, was es heute ist.

Das waren Viele. Und der Autor, Pädagoge, Historiker und Publizist Norbert Sahrhage kennt und nennt sie (fast) alle: Die Bürokraten und Pastoren, Zigarrenfabrikanten und Gewerkschafter, Vereins-Aktivistinnen und Honoratioren, die innovativsten Unternehmer, die übelsten Nazis und die tapfersten Lokalpatrioten.

Im Personenregister sind mehr als 1.300 Namen verzeichnet; weit mehr als hundert Bünde werden zudem in Kurz-Biografien und Kurz-Portraits ausführlicher gewürdigt. Bei dieser Fülle kommen auch Familienforscher auf ihre Kosten.

Mit knapp 300 Abbildungen führt das Buch auch wie ein Bildband durch die Bünde-Historie.

Es lässt sich auch als Nachschlagewerk verwenden: Dafür sorgt eine Gliederung in mehr als 200 Unterkapitel. Der Schwerpunkt liegt auf den letzten 170 Jahren.

Der Chronist, der minutiös Fakten und Daten auflistet, wird dabei immer mal auch zum Erzähler, der packende, anrührende, bewegende Ereignisse verzeichnet, wobei er mit Vorliebe die Quellen sprechen lässt.



Bünder Abendmahl: Die großen Zigarrenfabrikanten bildeten den Kern der Bünde Abendgesellschaft, zu der außerdem die Beamten der Gerichte, gelegentlich Pfarrer, Apotheker, Rechtsanwälte und andere Kaufleute gehörten. Bei der Inszenierung dieses Bildes hat der Fotograf offensichtlich an Leonardos Abendmahl gedacht – auch wenn Kaufmann Hitzemann hier nur Bowle ausschenkt.

FOTO: FESTSCHRIFT 150 JAHRE BÜNDE ABENDGESELLSCHAFT



Heimaturlaub: Die Familie Levinson ist stolz auf Sohn Paul, der für das deutsche Kaiserreich in den Krieg gezogen ist. Bei einem Heimaturlaub entstand dieses Foto. Die Levinsons gehörten zu den Bünde-Zigarrenfabrikanten und lebten in einer Gründerzeitvilla am Marktplatz.

FOTO: SAMMLUNG SAHRHAGE

Vertraute Themen wie die Bünde prägende Zigarrenindustrie, die Schul-, Vereins-, Parteien-, Gewerkschafts- und Kirchengeschichte werden ebenso sorgfältig (und mit vielen neuen Akzenten) beleuchtet, wie etwa die starke und innovative jüdische Gemeinschaft, die Festkultur, die städtische Infrastruktur und Eingriffe in die Landschaft wie die Else-Regulierung.

Großen Raum nimmt die Zeit des Nationalsozialismus ein. In Bünde waren die Nazis besonders stark. Sahrhage spürt den Anfängen nach und arbeitet heraus, wie zunächst eher harmlos und wirt daher

kommende rassistische, fremdenfeindliche, nationalistische Einstellungen innerhalb weniger Jahre zur herrschenden Meinung in der Kleinstadt werden und wie ihre Träger damit Bünde ins Verderben stürzen – auch wenn Bünde im Krieg kaum zerstört wurde.

Es folgen noch einmal hundert Seiten „Bünde in der Bonner Republik“, in denen die bizarre sowjetische Militärmision ebenso vorkommt wie die Entnazifizierung, die Aktionen gegen den NPD-Parteitag 1978, Hertha Koenig und Bürgerinitiativen wie die für den Erhalt des Tabakspeichers. Hier begegnen dem Leser auch



Bünde: So sieht der Titel des Buches aus.

bundesweit bekannte Namen wie der Komponist Ralf Arnie („Tulpen aus Amsterdam“) sowie die Sänger Gunter Gabriel und Drafi Deutscher, der lange Zeit in der legendären Diskothek Wilhelmshöhe Platten aufgelegt hat.

Der Autor beschreibt auch, wie auf den Dörfern um Bünde in den Häusern der kleinen Leute tausendfach Schweineställe zu Badezimmern oder Garagen umgebaut wurden.

So bringt die Lektüre dieses in mehrfacher Hinsicht fulminanten Werks immer neue Überraschungen.

Geschrieben werden konnte es nur von einem Autor, der sich über Jahrzehnte an die Wurzeln gehend mit dieser Stadt und ihrem Umfeld be-



Autor: Norbert Sahrhage aus Spenge. FOTO: EKKEHARD WIND

fasst hat und hier nach seiner Pensionierung als Gymnasiallehrer die Summe seines Wirkens zieht.

Die Stadt Bünde kann stolz auf dieses Werk sein – es gibt in Westfalen nur sehr wenige Stadtgeschichten, die es an Tiefe, Faktenreichtum, Vielfalt und Lesbarkeit mit ihm aufnehmen können.

Info

- ◆ Norbert Sahrhage: Bünde – Stadt und Amt von 1719 bis 1990, Verlag für Regionalgeschichte 2019
- ◆ 575 Seiten, 294 Abbildungen, 27 x 21 cm, 29 Euro, Auflage 1300.

Die Füße sahen selten Wasser

Plattdeutsche Sprechstunde: Der Doktor weiß, warum es mit Hygiene früher nicht so einfach war

Leibe Plattdu-Lütsch-Frünne, kinnt de eine odder annere neoh dän Iutdruck „Mauken“ odder „Quanten“? Wenn ek dat richtig in'n Koppe hääbe, woiern dat 'n bieden minnachte (abschätzige) Woier för dat, woa de Minsche up steiht un geht, nämlich de Foide.



Plattdeutscher Doktor: Dr. Achim Schröder.

FOTO: KIEL-STEINKAMP

Alles verstanden? Also: Ich habe nur herausbekommen, dass damit Füße gemeint sind. „Mauken“ ist wahrscheinlich von einer geschwürigen, stinkenden Beinerkrankung der Huftiere abgeleitet und nicht unbedingt plattdeutsch, sondern auch hochdeutsches Regionalwort. Egal, mit müffelnden „Käsemauken“ hatte bestimmt jeder schon zu tun. „Häol bleiß düsse vermuckten Schweitmauken nich up't Soffa!“ war eine unmissverständliche Warnung.

Wie ich darauf komme? Ich habe für den Landschaftsverband (LWL) alte plattdeutsche Berichte übersetzt und da war gerade ein Bericht aus nächster Nähe dabei, nämlich geschrieben 1963 von August Breitenbürger, Heimatpfleger und Plattschreiber aus Südlengern. Bei seinem Neffen Ulli Mesch habe ich damals Platt-

unterricht gehabt. Breitenbürger beschreibt den Tagesablauf im Bauernhaus, wie man sich in aller Frühe aus dem Bett quälte und es notgedrungen mit der Körperhygiene nicht so genau nahm: „Muans (morgens) ümme 5 Iuher mosse de Knecht de

Piar feorn (Pferde füttern) un putzen, de Maget de Koigge melken. Met dän Wasken namm man et doamoals nonich seo knappe (so genau). In'e Iutlucht (Seitenteil der Deele) an'e Pumpen (Wasserpumpe mit Schwengel) stond 'ne Schöddel, doa worde sick met Soipen (Seife) wusken. Vor Nigntoigenhunnert (1900) hale man dat Wader iut'n Säot (Ziehbrunnen) un wuske sick in'n Emmer met Soda un Pottasken. De Foide sühgen selten Wader. Oistens hedden de Lüi woinig Tuid, un twoitens soihg man de jo nich!“

Unvorstellbar heute in einer Welt, wo in jedem Drogeriemarkt 100 verschiedene Shampoos stehen und morgens ein hell beleuchtetes, warmes Badezimmer selbstverständlich ist. „Füße waschen nicht vergessen!“ Meint der plattdeutsche Doktor.

Orpheusspötter gesichtet

Dynamischer Sänger: Löhner Ornithologe entdeckt den in unseren Breiten extrem seltenen gelben Vogel

Von Eckhard Möller

Das Mekka war in Löhne. Fast alle der regionalen Beobachter hatten im Laufe des vergangenen Monats ein gemeinsames Ziel, nämlich die Blutwiese in Ostscheid. Dort hatte am 7. Mai 2019 der Löhner Ornithologe Malte Reineke in der langen und breiten Hecke, die die sogenannte Erweiterungsfläche abgrenzt, einen ungewöhnlichen Gesang gehört, der zu keiner der dort sonst anzutreffenden Arten passte. Seine Versuche, den dynamischen Sänger auch zu sehen, und seine Recherchen führten zu einem überraschenden Ergebnis: Es war eindeutig ein Orpheusspötter, der da in der Blutwiese versuchte, ein Revier zu besetzen.

Dieser gelbe Singvogel ist ein Verwandter des einheimischen Gelbspötters, der ab Mitte Mai auch in Löhne lebt, unterscheidet sich aber neben anderen Feinheiten durch kürzere Flügel und natürlich durch seinen markanten Power-Gesang. Das Besondere an dem Orpheusspötter ist, dass es eine nordwestafrikanische und südwesteuropäische Vogelart ist, deren Verbreitungsgebiet derzeit gerade bis an das Rheinland reicht. Man kann sie im Urlaub in Spanien, Portugal und Frankreich beobachten und hören.

Seit einigen Jahrzehnten er-



An der Blutwiese: Ein Orpheusspötter stimmt in Löhne seinen ungewöhnlichen Gesang an.

FOTO: MÖLLER

weitert die Art aus nicht geklärten Gründen ihr Brutgebiet nach Norden, so dass in Nordrhein-Westfalen derzeit die nordöstliche Verbreitungsgrenze verläuft. Anfang der 1980er Jahre wurde das erste Brutpaar in Deutschland im Saarland nachgewiesen. Die erste Brut in unserem Bundesland wurde 1991 bei Aachen festgestellt, aus Westfalen sind erst nur sehr wenige Brutnachweise bekannt geworden.

Orpheusspötter und Gelbspötter sind Vögel offener Landschaften, wo sie mittelhohes Hecken und kleine Feldgehölze besiedeln. Da sie erst etwa Mitte Mai hier in Ostwestfalen eintreffen, sind sie in der Regel nicht leicht zu beobachten, da zu der Zeit alle Bäume schon dichtes Laub tragen. Ihren lauten und dynamischen Gesang kann man

aber nicht überhören. Die Verhältnisse an der Löhner Blutwiese sind derzeit offenbar ideal, denn beide Arten singen dort.

Für den Kreis Herford ist es erst der zweite Orpheusspötter, der erste sang vor fast 25 Jahren drei Tage lang vom 10. bis zum 13. Juni 1995 im Garten von Gut Bustedt in Hidenhausen.

Der Vogel von der Blutwiese, der auf seinem Zug vom Winterquartier in Westafrika nach Norden offenbar viele hundert Kilometer über sein Ziel hinausgeschossen ist und der in Löhne so viele Beobachter und Belauscher begeistert hat, ist nach den Daten des bundesweiten Meldesystems ornitho.de in diesem Jahr nicht nur der früheste in unserem Bundesland, sondern wohl auch der einzige in Westfalen.



Neue Westfälische

Wir schreiben Geschichte(n)!

Exklusiv nur in Ihrer NW:

Das HF-Geschichtsmagazin

Historisches und Traditionsreiches aus dem Kreis Herford. Spannend und unterhaltend in Ihrer Neuen Westfälischen!

